

Elisabeth Beck-Gernsheim

WAS KOMMT NACH DER FAMILIE?

Alternativen, Kontroversen, Perspektiven

Europäische Notarentage
Salzburg, April 2002

Einleitung

Von allen Veränderungen, die die Welt erschüttern, treffen uns wohl keine direkter als die, welche sich im Zentrum unseres persönlichen Lebens abspielen – eben da, wo wir den Grundlagenwandel von Sexualität, Ehe, Elternschaft, Scheidung erfahren, die immer komplexer werdenden Formen von Zusammenleben, Getrenntleben oder Mischung aus beidem.

Von diesem Grundlagenwandel handelt mein heutiger Vortrag. Die Leitfrage heißt schlicht: Wenn wir die jungen Erwachsenen von heute betrachten, was sind dann die zentralen Erfahrungen, Herausforderungen, Anforderungen, vor die sie beim Weg in die Familie gestellt sind? Und warum wird bei einer wachsenden Zahl ein Weg ohne Familie daraus? Was ist da anders geworden, wenn man mit der Situation vor einigen Jahrzehnten vergleicht?

Zur Diskussion dieser Fragen will ich in vier Schritten vorgehen:

- (1) Ich gehe zunächst ein auf die Erosion der Normalfamilie, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat.
- (2) Im zweiten Schritt skizziere ich eine sozialwissenschaftliche Erklärungsperspektive dazu. Dabei geht es darum, wie unter Individualisierungsbedingungen immer mehr ein Zwang zum aktiven Planen und Aushandeln des Lebenslaufs entsteht.
- (3) Besonders sichtbar wird dies an den Umwälzungen in der Arbeitswelt, die sich heute vollziehen: Die Berufstätigen werden damit vor neue Anforderungen gestellt, die die Rahmenbedingungen für ein Leben in Familie und mit Familie tiefgreifend verändern.
- (4) Damit wird nicht nur Partnerschaft schwieriger, sondern auch Elternschaft. Im letzten Teil meines Vortrags will ich zeigen, wie junge Männer und Frauen mit der Entscheidung zur Elternschaft umgehen – und wie sie dabei zunehmend neue Wege versuchen.

1. Erosion der Normalfamilie

In Deutschland wie in anderen westlichen Industrieländern gab es in den 50er und 60er Jahren ein allgemein anerkanntes, angestrebtes Modell von Familie, das von den meisten Menschen auch tatsächlich praktiziert wurde. Diese Normalfamilie bestand aus erwachsenem Paar mit leiblichen Kindern; die Erwachsenen waren selbstverständlich verschiedenen Geschlechts, also Mann und Frau; sie waren verheiratet und sie blieben dies auch bis zum Tod; und zwischen den beiden bestand eine Arbeitsteilung derart, dass der Mann erwerbstätig war, der „Ernährer“, dagegen die Frau für Heim und Familie die Verantwortung trug.

Das war das Modell. Natürlich gab es auch damals andere Lebensformen daneben – von ein paar mutigen Seelen bewusst gewählt, von den meisten eher unfreiwillig erlitten. Aber das entscheidende Charakteristikum war, diese anderen Lebensformen waren vergleichsweise selten; und sie wurden meist nicht offen praktiziert, sondern nur leise gelebt, ja auch vielfach verschwiegen. Und vor allem war klar, dass sie „Abweichungen“ waren, abweichend von dem, was die Mehrheit als richtig ansah. Es waren „Fehlritte“, „Verirrungen“, geschuldet unglücklichen Umständen und äußeren Zwängen, etwa den Wirren des Krieges und den darauf folgenden Umbrüchen.

Tempi passati. Wie hat sich die Welt seit damals verändert. Nein, die Normalfamilie der beschriebenen Art ist durchaus nicht verschwunden, aber es gibt vielfältige andere Formen daneben, und vor allem: die Norm selbst hat zunehmend an Geltungscharakter verloren. In den letzten Jahrzehnten haben „Veränderungen sowohl des Familienverhaltens als auch des Familienverständnisses“ stattgefunden, und es zeigt sich jetzt ein „Nebeneinander unterschiedlicher Formen, für die je geltend gemacht wird, dass sie gleichberechtigt sind oder sein sollen“¹. In der Folge kommt es zu einer Relativierung der Vorstellungen von Normalität, und immer mehr Lebensformen gelten jetzt als tendenziell legitime Optionen. Das genau ist der entscheidende Punkt. Die Gegenwart ist nicht allein dadurch gekennzeichnet, dass immer mehr „Abweichungen“ aufkommen und auch quantitativ an Verbreitung gewinnen. Wichtig ist vielmehr, dass ehemals „abweichende“ Formen des Zusammenlebens nun normalisiert und akzeptiert werden.

Der rechtliche und politische Rahmen

Diese Normalisierung dessen, was einst als Abweichung galt, zeigt sich direkt, wenn man den rechtlichen und politischen Rahmen betrachtet. Unzweifelhaft ist, dass der Staat hier früher eine klare Ordnung vorgab, die orientiert war an der Normalfamilie der vorhin beschriebenen Art. Ebenso unzweifelhaft ist, dass zur Gegenwart hin solche Vorgaben zunehmend umstritten werden, im weiteren Verlauf dann vielfach außer Kraft gesetzt werden. An ihrer Stelle werden neue Regelungen eingeführt, die bewusst darauf abzielen, eine breitere Vielfalt von Familien- und Lebensformen anzuerkennen. Dies gilt insbesondere, was die Ordnung der Geschlechterverhältnisse in der Ehe angeht: In vielen Ländern ist hier eine grundlegende Reform der einschlägigen Paragraphen erfolgt. Man nehme einmal die deutsche Rechtsordnung als Beispiel:

| | Urfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches, in Kraft seit 1.10.1900 | Eherechtsreformgesetz, in Kraft seit 1.7.1977 |
|--------|---|---|
| § 1354 | Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung. | Aufgehoben |
| § 1355 | Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes | Zum Ehenamen können die Ehegatten ... den Geburtsnamen des Mannes oder den Geburtsnamen der Frau bestimmen. |
| § 1356 | Die Frau ist ... berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten. | Die Ehegatten regeln die Haushaltsführung in gegenseitigem Einverständnis |

Hinzukommen, in Deutschland wie in anderen westlichen Ländern, viele weitere Reformen, die allesamt in eine ähnliche Grundrichtung wirken: Sie bauen ehemals feste Tabuschränken ab. Zu nennen sind hier, um nur ein paar weitere Beispiele zu nennen, die Erleichterung der Scheidung; die verbesserte Rechtsstellung nichtehelicher Kinder; die verbesserte Rechtsstellung nichtehelicher Lebensgemeinschaften; die zunehmende

Anerkennung homosexueller Lebensgemeinschaften. Überall gilt: Der Gesetzgeber sieht seine Funktion immer weniger darin, eine bestimmte Lebensform verbindlich vorzuschreiben. Vielmehr wird in wachsendem Maß einer Vielfalt von Lebensformen ein institutioneller Ort zugewiesen und damit auch Anerkennung gegeben.

So viel zur Gesetzgebung. Ähnlich aufschlussreich ist ein Blick in die verschiedenen Familienberichte der deutschen Bundesregierung. Im Zweiten Familienbericht, 1975 erschienen, schrieben die Experten noch ganz selbstverständlich von „vollständigen“ und „unvollständigen“ Familien². Im Dritten Familienbericht, 1979 erschienen, schrieben die Experten noch von der „Normalfamilie“ und den „Abweichungen“ davon; doch dem folgte schon die einschränkende Bemerkung, dass eine „normative, für die ganze Welt gültige Definition der Familie weder möglich noch wünschenswert sei“³. In der Einleitung zum Vierten Familienbericht, 1986 erschienen, konstatiert die Bundesregierung, ihr Familienverständnis sei „auch an der Familienwirklichkeit mit unterschiedlichen Familienformen orientiert“⁴. Im Fünften Familienbericht, 1994 erschienen, ist demgegenüber eine kleine, aber bemerkenswerte Veränderung festzustellen. Das Wörtchen „auch“, das die Lebenswirklichkeit zu einem Orientierungsmaßstab neben anderen erklärt, ist nun gestrichen⁵; das heißt, die Lebenswirklichkeit wird nun zum entscheidenden Orientierungsmaßstab erklärt.

Die zeitliche Ordnung

Die Erweiterung des Horizonts von Normalität zeigt sich auch, wenn man den Phasenverlauf der Familienentwicklung betrachtet. Denn für das beschriebene Modell der Normalfamilie gab es einst auch eine klare zeitliche Ordnung. Sie hieß „love – marriage – baby carriage“, also: im ersten Akt Begegnung der Herzen; im zweiten Akt der standesamtlich und möglichst auch kirchlich besiegelte Bund; und dann, als Krönung der gemeinsamen Liebe, die gemeinsamen Kinder. Natürlich gab es auch da früher schon andere Verläufe, aber sie waren „Abweichungen“ wiederum von einer breit akzeptierten Norm.

Und heute? Zweifellos gibt es auch heute die beschriebene zeitliche Ordnung in der Familienentwicklung, ja sie ist wohl weiter die dominante. Aber zunehmend gewinnen

andere Muster an Bedeutung daneben, im normativen wie im faktischen Sinn. Zum Beispiel muß die Liebe nicht unbedingt zum Standesamt führen: Immer mehr Paare leben ohne Trauschein zusammen. Im Jahr 2000 wurden in Deutschland 2,1 Millionen nichteheliche Lebensgemeinschaften gezählt; damit lebte nahezu jedes zehnte Paar ohne Trauschein zusammen⁶. Und auch das Kinderkriegen wird zunehmend entkoppelt vom Trauschein: Im Jahr 1960 betrug der Anteil der nichtehelichen Geburten in der Bundesrepublik West 6,3 Prozent; im Jahr 2000 stieg dieser Anteil in Gesamtdeutschland auf 23,4 Prozent⁷.

Was die Ehen angeht, so gab es auch da im alten Modell eine klare zeitliche Ordnung, nämlich: „bis dass der Tod euch scheidet“. Auch das ist bekanntlich anders geworden. In Deutschland endet inzwischen jede dritte Ehe vor dem Scheidungsrichter, in den USA jede zweite. *Andrew Cherlin*, einer der bekanntesten Familienforscher der USA, hat die entsprechenden Familienverläufe genauer untersucht. Seine Studie, die 1981 veröffentlicht wurde, trug den Titel „Marriage, Divorce, Remarriage“. 1992 kam dann eine Neuauflage heraus, und im Vorwort dazu schreibt *Cherlin*: „Der Titel, den ich für die erste Auflage wählte, sollte signalisieren, welchen Verlauf das Familienleben nimmt bei einer wachsenden Gruppe der amerikanischen Bevölkerung: erst Heirat, dann Scheidung, dann neue Heirat. Aber die Entwicklungen der 70er und 80er Jahre deuten darauf hin, dass die Formen des Familienlebens vielfältiger werden und noch komplexer. Wenn es ein Gesetz gäbe, das den Wahrheitsgehalt von Buchtiteln vorschreibt, dann müsste der Titel für dieses Buch sehr langatmig und schwerfällig ausfallen, etwa so: ‚Zusammenleben, Heirat, Scheidung, dann neuerliches Zusammenleben und wahrscheinlich neue Heirat‘“ (S. VII)⁸. Nun sind, zugegebenermaßen, die Verhältnisse in den USA etwas anders als hier. Aber die Grundmelodie klingt dennoch vertraut: Die Ehe ist auch in vielen Ländern Europas nicht mehr bedingungslos ein Bund fürs Leben, sondern wird zunehmend – ein Bund bis auf Widerruf. Es entstehen zeitlich befristete Bindungen, und in der Folge auch ein Repertoire neuer Begriffe: Ex-Partner und Lebensabschnittsgefährten, Teilzeit-Gemeinschaften, Fortsetzungsehen, Patchwork-Familien.

2. Individualisierung oder: der Zwang zum Aushandeln der eigenen Biographie

Wenn man die bisherigen Überlegungen zur Erosion der Normalfamilie zusammenfasst, was folgt dann daraus: So viel Freiheit war noch nie? Oder so viel Instabilität war noch nie?

Vielleicht beides. Um dies spannungsreiche Verhältnis zwischen neuen Freiheiten und ihren Kehrseiten genauer zu fassen, möchte ich kurz den Grundgedanken des Individualisierungsansatzes hier einbringen. Ich kann nur ganz grob den Rahmen andeuten:

Im Übergang zur Moderne hat sich auf vielen Ebenen ein tiefgreifender Wandel der Institutionen wie der Lebensformen vollzogen, der in der sozialwissenschaftlichen Diskussion unter dem Stichwort „Individualisierung“ zusammengefasst wird⁹. Dabei ist mit Individualisierung stets eine doppelte Bewegung gemeint. Auf der einen Seite verlieren die traditionellen Sozialbeziehungen, Bindungen, Glaubenssysteme, die das Leben der Menschen früher aufs engste bestimmten, zur Gegenwart hin immer mehr an Bedeutung. Von Familienverband und Dorfgemeinschaft über Religion und Region bis zu Stand, Zunft, Geschlechtsrollen – was einst dem Alltag Rahmen und Regeln vorgab, ist zunehmend brüchig geworden. Für den einzelnen entstehen damit historisch neue Freiräume, Wahlmöglichkeiten, Optionen. Er kann und er soll, er darf und er muß jetzt selber entscheiden, sein Leben selber bestimmen – in gewissen Grenzen zumindest.

Und damit sind wir beim entscheidenden Punkt, bei der anderen Seite der Individualisierungsdynamik. Während die Menschen herausgelöst werden aus traditionellen Vorgaben und Zwängen, werden sie gleichzeitig eingebunden in die Institutionen, die mit der modernen Gesellschaft entstehen, also Arbeitsmarkt und Sozialstaat, Bildungssystem, Rechtssystem, Bürokratie usw. Diese Institutionen erzeugen ihre eigenen Anforderungen, Maßgaben, Anspruchsvoraussetzungen, und mit den Netzwerken solcher Vorschriften muß der einzelne umgehen lernen. Andernfalls hat er den Schaden zu tragen: selber schuld, heißt es dann. Deshalb muß man sich auskennen, planen, abwägen, vergleichen, seinen Vorteil erkennen – und wer da nicht mithalten

kann, sei's aus Mangel an Zeit oder Übung oder Talent, der wird schnell zum Versager. Denn das ist das Credo der neuen Institutionen und ihrer Bestimmungen, dass sie eine aktive und selbstgesteuerte Lebensführung fördern und fordern. Vereinfacht gesagt: In die traditionelle Gesellschaft und ihre Vorgaben wurde man hineingeboren (wie etwa in Stand und Religion). Für die neuen Vorgaben dagegen muß man etwas tun, sich aktiv bemühen. Hier muß man erobern, in der Konkurrenz um begrenzte Ressourcen sich durchzusetzen verstehen – und dies nicht nur einmal, sondern tagtäglich.

Aus der Normalbiographie wird damit die Wahlbiographie, ja die „Bastelbiographie“. Das muß nicht gewollt sein, und es muß nicht gelingen. Bastelbiographie ist immer zugleich Risikobiographie, das heißt ein Zustand der teils offenen, teils verdeckten Gefährdung. Der falsche Beruf oder die falsche Branche, dazu die privaten Unglücksspiralen von Scheidung, Krankheit, Wohnungsverlust – Pech gehabt! heißt es dann.

Und je unsicherer die Verhältnisse werden, desto mehr lautet der Imperativ – schon im Bildungssystem, erst recht in der Arbeitswelt dann: Geh deinen Weg! Bewege dich vorwärts, bleib nur nicht stehen! Nur wer sich durchsetzt, kommt auch voran!

Wie dieser Zwang zum aktiven Aushandeln der eigenen Biographie ausschaut, welche Formen er annimmt, und nicht zuletzt auch, wie er sich auf die privaten Beziehungen auswirkt – das will ich im folgenden an einem ausgewählten Bereich betrachten: an den Umwälzungen, die sich in der Arbeitswelt gegenwärtig vollziehen,.

3. Die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses

Seit Mitte der 80er Jahre ist in der sozialwissenschaftlichen Diskussion von der Krise des Normalarbeitsverhältnisses die Rede. So schreibt z.B. der Soziologe *Ulrich Beck* in seinem Buch „Risikogesellschaft“, 1986 erschienen: Das im 19. Jahrhundert aus schweren sozialen und politischen Konflikten heraus entstandene Beschäftigungssystem beruht auf einheitlichen Vorgaben für Arbeitsvertrag, Arbeitsort und r Arbeitszeit. „Der Arbeitseinsatz folgt in seinen rechtlichen Konditionen Musterverträgen, die z.T. tariflich

... für ganze Branchen und Beschäftigungsgruppen ausgehandelt werden. Völlig selbstverständlich ist uns geworden, dass die Arbeit örtlich konzentriert in betrieblichen (Groß-)Organisationen geleistet wird. Auch liegt dem Beschäftigungssystem als zeitlicher Organisationsmaßstab ... die ... Norm ‚lebenslanger Ganztagsarbeit‘ zugrunde ... Dieses standardisierte Vollbeschäftigungssystem beginnt in den aktuellen und bevorstehenden Rationalisierungswellen ... aufzuweichen ... Flexible, plurale Formen der Unterbeschäftigung breiten sich aus“¹⁰.

Die Frage ist nun, wie wirken sich diese Entwicklungen auf die Biographien der Arbeitenden oder Arbeitssuchenden aus, wie greifen sie ein in deren Lebensentwürfe? *Beck* sieht die Folgen ambivalent, er spricht von einer „prinzipiellen Janusköpfigkeit“ der Entwicklung: „Fortschritt und Verelendung greifen in neuer Weise ineinander ... Die Arbeitenden tauschen ein Stück Freiheit von der Arbeit gegen neuartige Zwänge und materielle Unsicherheiten ein“¹¹. Eine ähnliche Position vertritt auch der Soziologie *Martin Osterland* in einem 1990 erschienenen Aufsatz. Er argumentiert, dass die früher geltende Normierung der Arbeitsverhältnisse auch die Schablonisierung der Lebensentwürfe beinhaltete und die Reglementierung des Alltags, nämlich keine Experimente, keine Schleifen, keine Ausbruchsversuche erlaubte. Vor diesem Hintergrund, so *Osterlands* Urteil, ist nicht auszuschließen, dass mit der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses die jüngere Generation „auch ein wenig mehr Verfügungsmacht über ihr eigenes Leben“ erhält. Aber er fügt sogleich auch hinzu: Noch ist die Entwicklung „zu unbestimmt und ... heterogen, um derart weitreichende Einschätzungen zu wagen ... Daß ein Überdenken überkommener biographischer Normalitätsvorstellungen in der jüngeren Generation sich vollzieht, scheint ... außer Frage zu stehen. Doch ob sie ihre Lebensentwürfe verwirklichen kann ..., wird die Zukunft zeigen“¹².

Seit diesen Einschätzungen sind einige Jahre vergangen. Seitdem haben sich die Tendenzen zur Flexibilisierung und Deregulierung weiter verstärkt, und vor allem: die Arbeitslosigkeit ist weiter gestiegen. Entsprechend sind im betrieblichen Kräfteverhältnis die Chancen der Arbeitnehmer gesunken, ihre Interessen durchsetzen zu können. Entsprechend beschränkt fällt auch das Mitspracherecht der jüngeren Generation aus bei

der Frage, wie die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse zu gestalten sei – nach den Anforderungen der Betriebe oder nach den Bedürfnissen der Arbeitnehmer.

Das hat Folgen auch für die Familie, und zwar gerade auch bei der jüngeren Generation, für deren Weg in die Familie – oder ohne Familie. In einer Studie des Sonderforschungsbereichs 333, durchgeführt an der Universität München, heißt es dazu: „Unter solchen Bedingungen ... ein traditionelles Familienleben zu führen, wird eine immer anspruchsvollere Leistung“. Und weiter: Nicht wenige Menschen entziehen sich dem, indem sie – zumindest für längere Phasen – „auf feste Partnerschaften und Kinder verzichten und stattdessen die flexiblere Lebensform des ‚Single‘ vorziehen“¹³.

Turbo-Kapitalismus

An dieser Stelle empfiehlt sich ein Blick nach Großbritannien, wo die Tendenzen zur Flexibilisierung und Deregulierung noch weit ausgeprägter sind als hierzulande. Gleichzeitig hat dort der Wandel der privaten Lebensformen auch besondere Ausmaße angenommen. In der Zeitspanne einer Generation, so hat es ein Bericht des britischen Amtes für Statistik zusammengefasst, hat sich die Zahl der Eheschließungen halbiert, die Zahl der Scheidungen verdreifacht, der Anteil der nichtehelichen Geburten ist auf das Vierfache gestiegen¹⁴. Angesichts solcher Entwicklungen macht in Politik wie Öffentlichkeit zunehmend Besorgnis sich breit. Dabei hat sich gerade die neue Regierung – und allen voran *Tony Blair* – zum Vorkämpfer einer neuen Wertschätzung der Familie gemacht: Die „family values“, einst gleichbedeutend mit Langeweile und Enge, werden jetzt von *New Labour* wiederentdeckt, ja als Rettung gefeiert. Wir brauchen Elternerziehung, heißt es nun, und wir brauchen eine neue Ehekultur, damit die Paare miteinander umgehen lernen und die Bindungen wieder verlässlicher werden. Und in der Arbeitswelt soll ein Bewusstseinswandel angestrebt werden, damit die Integration von Beruf und Familie besser gelingt.

Nur leider: an konkreten Maßnahmen wird bisher wenig geboten. Und dies ist kein Wunder, argumentiert *Suzanne Franks* in einer aktuellen Studie zur britischen Arbeitswelt¹⁵. Denn solange man sich auf der Ebene von Werten, Kultur und

Bewusstsein bewegt, muß man sich nicht ablagen mit der Realität, mit einer konkurrenzorientierten Arbeitswelt, die gerade in Großbritannien immer unsicherer und ungleicher wird. Solange muß man nicht darüber nachdenken, wie sich die hochgepriesenen Familienwerte wohl zu den Postulaten verhalten, die *New Labour* dem Arbeitsmarkt predigt, zu den Schlagworten von „Flexibilisierung“ und „Deregulierung“, also: jeder sein eigener Kleinunternehmer, immer abrufbereit und einsatzbereit! Immer am Ball bleiben, immer auf Leistung, dann wirst du belohnt!

Das ist der Widerspruch von *New Labour*, auf den *Franks* in ihrer Studie verweist: Auf der einen Seite jeden zur Selbstbehauptung, zur Privatinitiative erziehen wollen und die Arbeitsanforderungen immer weiter hochstecken; auf der anderen Seite mehr Bereitschaft zu Kindern erwarten, mehr Familienbewusstsein verlangen, eine neue Ehekultur ausrufen wollen – das geht nicht zusammen. So kommt es, schreibt *Franks*, dass ausgerechnet *New Labour* vergisst, wie der neue Arbeitsmarkt aussieht und was die Postulate von Deregulierung und Flexibilisierung im Raum des Privaten bedeuten. Nicht nur Kinder leiden, sondern auch Partner, wenn die Arbeit rund um die Uhr und rund um den Globus sich ausweitet. 7-Tage-Woche und 24-Stunden-Tag, Schichtarbeit und unregelmäßig wechselnde Rhythmen, Praktikum in einer anderen Stadt, Wochenend-Seminar, Dienstreisen, Abendtermine: Einen solchen Rhythmus kann man aushalten, sofern man jung und gesund und allein ist. Aber zu zweit? Wie lange kann man Dienstpläne und Aufenthaltsorte abstimmen? Wann wird es zu mühsam, wem wird es zu aufreibend? Wie viele Partnerschaften halten irgendwann den Druck nicht mehr aus? Wie viele Paare hätten gern Kinder, aber wissen nicht, wie sie das vereinbaren können mit den Erwartungen an Verfügbarkeit und Mobilität, die der Beruf an sie stellt?

4. Neue Wege in die Familie

Ich komme damit zum vierten Teil meines Vortrags, zu den neuen Wegen in die Familie. Ich beginne dabei mit einem Blick auf die demographischen Zahlen. Die bundesdeutschen Statistiken zeigen: Es wächst deutlich die Gruppe der Frauen, die kinderlos bleiben (und dies gilt ähnlich auch für andere europäische Länder).

Die deutschen Statistiken zeigen weiter: Wenn Frauen sich zum Kinderhaben entscheiden, so tun sie dies in immer späteren Jahren. Das Alter der Erstgebärenden steigt (und auch dies finden wir in anderen europäischen Ländern).

Planungsangebot und Planungsfalle

Nun wäre es sicherlich falsch, solche Trends auf eine monokausale Ursache zurückführen zu wollen. Und ich will hier auch nicht „Individualisierung“ zum Zauberwort machen, um die Welt oder zumindest die Geburtenentwicklung zu erklären. Meine These lautet vielmehr: Der Individualisierungsansatz kann einen wichtigen Beitrag leisten, um die skizzierten Trends im Bereich der Geburtenentwicklung fassbar zu machen. Denn Leben unter Individualisierungsbedingungen, das heißt, wie vorhin gesagt: Zwang zum aktiven Planen und Aushandeln und Absichern der eigenen Biographie, zum Abwägen von Risiken und Ressourcen.

Das aber beinhaltet, gerade was Elternschaft angeht, einen radikalen Einstellungswandel¹⁶. Pointiert zusammengefasst: Was einst die natürlichste Sache der Welt war, wird immer mehr zu einem Unternehmen, das langfristiger Überlegungen und Abwägungen bedarf. Nun bekommt man nicht einfach mehr Kinder, sondern „Familienplanung“ oder auch „verantwortete Elternschaft“ wird zur Devise, zur allseits erwarteten Norm. Und das heißt, man oder frau soll vieles bedenken, von Stabilität der Partnerbeziehung über Einkommen und Wohnung bis hin – dies nicht zuletzt – zum richtigen Zeitpunkt der Berufsbiographie. Die Devise für potentielle Mütter heißt heute, in einem Frauenhandbuch programmatisch vorformuliert: erst „alles sorgfältig durchdenken“ und dann einen „wirklich sicheren Entschluß fassen“¹⁷. Und diese Devise wird auch befolgt – nicht immer – aber immer mehr. Eine empirische Untersuchung stellt fest: „Viele der befragten Frauen klagen über einen Verlust an Spontaneität. Sie haben den Eindruck, dass Kinder früher selbstverständlicher zur Welt gebracht wurden, während sie heute eine bewusste Entscheidung treffen müssen“¹⁸.

Wie allgegenwärtig dies Planungsgebot ist, zeigt sich gerade im Fall jener, die dagegen verstoßen: Missbilligung trifft sie. Im öffentlichen Bewusstsein können sie wenig Zustimmung oder Unterstützung erwarten. „Die neue Moral“, schreibt *Monika Häußler*, die neue Moral „heißt bewusste, rationale, technisch-sichere Verhütung. Ihr Leitbild ist

der aufgeklärte moderne Mensch, der verantwortungsbewusst mit dem Akt der Zeugung umgeht ... Fast wird derjenige verdächtig, der im Zeitalter der unbegrenzten Verhütungsmöglichkeiten keinen Gebrauch davon macht. Verhütung wird vom notwendigen Übel zur aufgeklärten Staatsbürgerpflicht“¹⁹.

In ähnlicher Richtung argumentiert *Maria Rerrich*. Nach *Rerrich* kommen neue Schuldzuweisungen auf, die insbesondere Frauen treffen. Wo individuelle Wünsche und institutionelle Bedingungen kaum je zusammenpassen, wird aus der Planungschance leicht die „Planungsfalle“. Da wird die Verhütungstechnologie dazu benutzt, jene Frauen zu stigmatisieren, die sich „falsch“ entscheiden oder sich weigern, „rational“ eine „optimale“ Lösung zu suchen. Ins Blickfeld gerät nur die einzelne Frau und ihr jeweiliges Verhalten, nicht dagegen die widersprüchlichen Vorgaben von Beruf versus Familie. „Nicht Berufsstrukturen, die Frauen eine Entweder-oder-Entscheidung abverlangen, gelten als ‚irrational‘, sondern die Frauen, die sich und ihre Familienplanung derartigen Strukturen nicht voll anpassen. Dort, wo die sichere Entscheidung für oder gegen Kinder dank Pille und Spirale prinzipiell denkbar ist, werden die Konsequenzen ‚falscher‘ Entscheidungen individualisiert und an die Frauen selbst zurückgegeben“²⁰.

Angesichts solchen Planungsdrucks ist es kein Wunder, wenn immer mehr Frauen mit dem Kinderwunsch warten und ihn in spätere Jahre verschieben. Doch das hat wiederum Folgen. Zum einen tickt die biologische Uhr, denn mit steigendem Lebensalter der Frau nimmt die Wahrscheinlichkeit einer Empfängnis und Schwangerschaft ab. Zum anderen steigt mit dem Lebensalter der Frau auch die Wahrscheinlichkeit genetischer Anomalien beim Kind. So können paradoxe Effekte entstehen: Wo Frauen den Kinderwunsch möglichst verantwortungsbewusst planen und optimal absichern wollen, da kann es geschehen, dass genau diese Planung in ihr Gegenteil umschlägt. Dann hat die Frau am Ende kein Kind. Oder sie hat ein behindertes Kind – was unter den Bedingungen der neuen Arbeitswelt für sie zum beruflichen Existenzrisiko wird.

Fortplanungsmedizin und Pränataldiagnostik

Nun gibt es für solche Probleme heute bekanntlich technische Lösungen, oder zumindest: Lösungsversuche. Wir alle wissen um die rapiden Entwicklungen im Feld der

Medizintechnologie. Künstliche Befruchtung mit Samenspender oder auch ohne; Einfrieren von Eizellen, Einfrieren von Sperma; In-vitro-Fertilisation kombiniert mit Prä-Implantationsdiagnostik oder ohne dieselbe – das sind nur einige Angebote aus dem aktuellen Repertoire der Reproduktionsmediziner. Und sie werden in wachsendem Maße genutzt. Nehmen wir die In-vitro-Befruchtung, also die Retortenzzeugung als Beispiel: von den heute in Deutschland geborenen Kindern ist schon jedes 80. Kind auf diese Weise gezeugt²¹.

Über die Folgen kann man bisher keine gesicherten Aussagen machen, weil die Entwicklung in so rasantem Tempo verläuft. Doch gibt es erste Untersuchungen, auch Berichte von Medizinern, und vor diesem Hintergrund will ich einige der Möglichkeiten skizzieren, die hier auf uns zukommen könnten²².

Ein entscheidender Ansatzpunkt ist, dass die Pränataldiagnostik dazu eingesetzt werden kann, das Planungsangebot der Moderne stellvertretend zu erfüllen, auch fürs noch ungeborene Kind. „Optimierung der Startchancen“ heißt das dann. Ein Motto dafür könnte sein, was auf einer Tagung von Humangenetikern und Humanmedizinern so formuliert wurde: „In unserer leistungsbetonten Zeit gewinnen auch leichte Störungen und Handicaps dramatische Bedeutung für Entwicklung, Integration, Fortkommen“²³. Daraus kann man im Umkehrschluß ableiten, was sich anbahnen könnte. Ich möchte das Szenarium der Zukunft vorsichtig in Form einer Frage skizzieren: Können verantwortungsbewusste Eltern es in Zukunft noch wagen, ihrem Kind die Möglichkeit eines Handicaps zuzumuten? Müssen sie nicht alles Verfügbare tun, um jede Beeinträchtigung abzuwenden?

Was das bedeutet, kann man konkreter weiter bestimmen. Eltern, die sich auf diese Anforderungen einlassen, müssen zunächst einmal das gesamte Instrumentarium der pränatalen Diagnose nutzen. Das ist nicht wenig, und es wird von Tag zu Tag mehr: Die genetische Entschlüsselung des Menschen schreitet in schnellem Tempo voran. Und je mehr diagnostiziert werden kann, desto mehr wächst auch die Wahrscheinlichkeit, dass ein Defekt festgestellt wird. Fällt aber das Ergebnis in diesem Sinn negativ aus, dann – ja, was dann? Nach dem Programm der neuen Verantwortung müssen die Eltern sich wohl dazu entscheiden, die Schwangerschaft abbrechen zu lassen. Denn hieße jede andere

Möglichkeit nicht, dem Kind einen Lebensweg zumuten zu wollen, der von vornherein mit ungünstigen Startchancen beginnt?

Das sind, denken Sie jetzt vielleicht, typische Spekulationen aus der Sozialwissenschaftler-Ecke, von den „Bedenkträgern“, wir wissen schon. Aber es sind durchaus nicht nur Sozialwissenschaftler, die solche Entwicklungen für möglich erachten. *André Rosenthal*, Professor für Molekularbiologie in Jena – wahrhaftig kein No-name, sondern einer der führenden Wissenschaftler in der Genomforschung in Deutschland – *André Rosenthal* also hat vor kurzer Zeit einen Essay veröffentlicht, in dem er über die Entschlüsselung des Genoms schreibt und über die zu erwartenden gesellschaftlichen und sozialen Folgen. *Rosenthal* sieht kommen, „dass die Entschlüsselung des genetischen Bauplans auf lange Sicht zu einer neuen Welle schleichender Euthanasie oder Züchtung führt ... Immer mehr Eltern werden bei rasant steigenden Gentestangeboten der Versuchung nicht widerstehen und ihren Nachwuchs genetisch konditionieren und verbessern wollen“²⁴.

Welche Zukunft?

Viele der technischen Eingriffe via Reproduktionsmedizin und Pränataldiagnostik werden in Deutschland praktiziert, einige sind in der Bundesrepublik nicht erlaubt, werden jedoch in anderen Ländern durchgeführt. Einige klingen schon durchaus vertraut, andere mögen noch fern, ja exotisch erscheinen. So oder so, in der Summe wird ein durchgängiger Sachverhalt sichtbar: Die neuen Technologien leiten immer mehr Möglichkeiten einer gezielten „Konstruktion“ von Elternschaft ein. Die „programmierte Vererbung“²⁵ wird in Ansätzen greifbar, der „Mensch nach Maß“²⁶ zur Vision einer möglichen Zukunft. Wie *Daele* schreibt: „Die menschliche Natur wird unter dem Einfluß von Wissenschaft und Technik kontingent, d.h. sie kann auch anders sein, als sie gegenwärtig ist. Damit wird sie entscheidungsfähig und entscheidungsbedürftig. Selbst der Verzicht auf jeden Eingriff erscheint dann noch als bewusster Akt der Herstellung menschlicher Natur“²⁷.

Ob alles genutzt wird, was heute technisch möglich ist oder morgen technisch möglich sein wird, ob der Trend zur genetischen Perfektionierung des Nachwuchses eines Tages

sich ungebremst durchsetzen wird oder ob in absehbarer Zukunft hier noch Schranken bestehen – dies kann heute niemand mit Sicherheit sagen. Neben der technischen Entwicklung spielen hier auch gesetzliche Regelungen, politische Anreize oder Sanktionen, ökonomische Bedingungen und kulturelle Leitbilder herein. Aber viele Anzeichen sprechen dafür, dass in der Summe der technischen Eingriffschancen eine menschliche Steuerung eröffnet wird, die, so die Soziologin Christa Hoffmann-Riehm, „das Konzept von Elternschaft verändert: Entsprechend den technischen Möglichkeiten dehnt sich elterliche Verantwortung für das entstehende Leben aus“²⁸. Wenn diese Prognose zutreffen sollte – dann sind die Eltern der Zukunft vor ganz neue Fragen, Herausforderungen, Entscheidungszwänge gestellt.

ANMERKUNGEN

1. Kurt Lüscher: Was heißt heute Familie? In: Christa Brauns-Herrmann u.a. (Hg.): Verlorene Liebe – gemeinsame Kinder. Elterliche Sorge nach der Trennung. Reinbek: Rowohlt 1994, S. 15-35; dort S. 15 und S. 19
2. Der Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hg.): Zweiter Familienbericht. Familie und Sozialisation. Bonn 1975, passim
3. Dritter Familienbericht: Die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Deutscher Bundestag, Drucksache 8/3121, 20.08.1979, S. 13
4. Der Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hg.): Vierter Familienbericht. Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Bonn 1986, S. III
5. Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.): Fünfter Familienbericht. Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Bonn 1994, S. IIIf.
6. Eigene Berechnung nach Statistisches Bundesamt (Hg.): Fachserie „Haushalte und Familien“ 2000, daraus Tabelle 5001 „Nichteheliche Lebensgemeinschaften“ und Tabelle 2901: „Strukturdaten im Mai 2000 über Familien“.
7. Statistisches Bundesamt (Hg.): Tabelle „Geborene, Gestorbene und Eheschließungen“ für das Berichtsjahr 2000 (vorläufiges Ergebnis)
8. Cherlin, Andrew J.: Marriage, Divorce, Remarriage. Revised and Enlarged Edition. Harvard University Press: Cambridge und London 1992, S: VII
9. Siehe hierzu Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Suhrkamp: Frankfurt 1994
10. Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp: Frankfurt 1986, S. 224f.
11. Ebd., S. 227
12. Martin Osterland: „Normalbiographie“ und „Normalarbeitsverhältnis“. In: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7. Schwartz Verlag: Göttingen 1990, S. 351-362, dort S. 360f.
13. G. Günter Voß: Der Strukturwandel der Arbeitswelt und die alltägliche Lebensführung. In: Karin Jurczyk/Maria S. Rerrich (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Lambertus: Freiburg 1993, S. 70-111, dort S. 92

14. Zit. Nach *The Economist*, 31.01.1998, S. 43
15. Suzanne Franks: Having None of It. Women, Men and the Future of Work. Granta Books: London 1999
16. Siehe hierzu Elisabeth Beck-Gernsheim: Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. Dritte, erweiterte Auflage, Beck: München 1997; und dieselbe: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. Beck: München 1998, darin Kap. 3: „Das Leben als Planungsprojekt“, S. 58ff.
17. The Boston Women's Health Book Collective: Unser Körper, unser Leben. Band 2. Rowohlt: Reinbek 1987, S. 640

18. Nichteheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Band 170. Kohlhammer: Stuttgart u.a. 1985, S. 78

-
19. Häußler, Monika: Von der Enthaltbarkeit zur verantwortungsbewussten Fortpflanzung. Über den unaufhaltsamen Aufstieg der Empfängnisverhütung und seine Folgen. In: Monika Häußler/Cornelia Helfferich/Gabriele Walterspiel/Angelika Wetterer: Bauchlandungen. Abtreibung – Sexualität – Kinderwunsch. Frauenbuchverlag: München 1983, S. 58-73, dort S. 65
 20. Rerrich, Maria S.: Kinder ja, aber ... Was es Frauen schwer macht, sich über ihre Kinderwünsche klar zu werden. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. Kösel: München 1988, S. 59-66; dort S. 60
 21. Jörg Blech/Beate Lakotta/Hans Joachim Noack: Babys auf Rezept, in: Der Spiegel, Nr 4/2002, S. 70-78, dort S. 78

 22. Siehe hierzu Beck-Gernsheim 1998, Kap. 5 „Wir wollen ein Wunschkind“, S. 110f.
 23. Zit. Nach Claudia Roth: Hundert Jahre Eugenik: Gebärmütter im Fadenkreuz. In: Dies. (Hg.): Genzeit. Die Industrialisierung von Pflanze, Tier und Mensch. Zürich 1987, S 100f.
 24. André Rosenthal: Wer soll das alles lesen? Noch ertrinken auch Spitzenforscher n den Buchstaben des Genoms, doch bald wird es für jeden Kranken einen Chip geben können. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.02.2001
 25. Bräutigam, Hans Harald/Mettler, Liselotte: Die programmierte Vererbung. Möglichkeiten und Gefahren der Gentechnologie. Hoffmann und Campe: Hamburg 1985
 26. Daele, Wolfgang van den: Mensch nach Maß? Ethische Probleme der Genmanipulation und Genterapie. Beck: München 1985

 27. Ebd., S. 12f.
 28. Hoffman-Riehm, Christa: Chancen und Risiken der gentechnologisch erweiterten pränatalen Diagnostik. Eine qualitative Studie bei Klienten humangenetischer Beratungsstellen. Manuskript, Hamburg 1988